

Halle'sche Zeitung.

Landeszeitung für die Provinz Sachsen und die angrenzenden Staaten.

Redaktion und Expedition Halle, Leipzigerstraße 97.

Halle a. S., Donnerstag 30. Juli 1896.

Gerichtsbureau: Berlin SW., Bernburgerstraße 43.

Anzeige-Gebühren für die fünfspaltige Zeile über deren Raum für eine Woche...

Die Komödie des Jamesonprozesses

ist zu Ende. Das lächerlich geringe Strafmaß, welches der Gerichtshof bei der Urteilsfällung gegen den Führer des famosen „Selberritts“ und seine Spießgesellen zur Anwendung brachte...

Die englische Fräulein gestaltete nicht, den Urheber des gegen Transvaal ingentierten Völkerrichts-Attentates schlanke freisprechend. Das äußere Deforum mußte gewahrt bleiben. Etwas Anderes bewog das Urteil des Jameson-Gerichtshofes nicht...

lehterem Prozesse ergangenen Richterprüfungen noch erheblich weisrästiger gehalten, wenn es für einen Nichtengländer noch des Beweises bedürfte, daß das Völkerricht für die Richter und Landbesitzer Dr. Jameson's, soweit englische Interessen dabei zu kurz kommen könnten, ein überwindlicher Standpunkt ist.

„Times“ schließt sich der Ansicht der Jury an, die ihrem Wahrsprüche den Jutis hinstellte, daß die Justitia in Johannesburg zur Zeit der Expedition eine große Anziehung boten. Diese Männer, schreibt sie, thaten Unrecht und haben nunmehr ihre Strafe zu erleiden, die, wenn sie auch gemildert wird, noch streng ist.

Jameson und seinen Genossen wurde auf dem Wege nach dem Hollwagengangsstraße, wo sie ihre Strafe verbüßen sollen, vom Publikum allenthalben ausgebuht. Ihr Schicksal löst die größte Theilnahme ein, man glaubt, ihre Begnadigung auf Krügers Fürbitte werde nicht lange auf sich warten lassen.

Zum Untergang des Kanonenbootes „Itis“.

Eine fürchterliche Katastrophe hat die Flotte der Ostindienflotte, die unsere so kräftig emporgelähmte Marine bisher gestrotzt, vermerkt, eine Katastrophe, die uns nicht nur den Verlust einiger, sondern einer ganzen Schaar wackerer Menschen befallen läßt. Nach den bis jetzt vorliegenden Nachrichten haben 73 Personen bei dem Untergang des Kanonenbootes „Itis“ am 23. Juli ihr Leben eingebüßt, und mit tiefgebender Trauer wird man in allen Gauen Deutschlands den Nachrichten entgegenharren, die uns während der nächsten Tage von den fernem Geschehnissen des Gelben Meeres zugehen werden.

Aus Veranlassung der Katastrophe ist von Kaiser Wilhelm aus Bergen folgendes Telegramm an den kommandirenden Admiral gerichtet worden:

Admiral Knorr, Kommandirender Admiral, Berlin. Es erfüllt Mich mit tiefem Schmerze, Kunde zu erhalten von dem Verluste Ihres Kanonenbootes „Itis“, welches in Ausübung seines Dienstes mit seinen sämtlichen Offizieren und dem größten Theil seiner Besatzung an der ästhetischen Küste gesunken ist. Viele brave Männer, an deren Spitze ein so hervorragender tüchtiger Offizier als Kommandant stand, habe ich verloren. Das Kanonenboot wird mit mir trauern und die Marine in warmer Erinnerung diejenige halten, welche bis zum letzten Augenblicke in der Erfüllung ihrer Pflicht das höchste Gebot ihres Lebens saßen. Wilhelm I. 127

Der Ort der Strandung des „Itis“ läßt sich genau bestimmen. Sie fand in der Sans-Rao-Bay statt, die ungefähr das mittlere Drittel der Ostküste der Schantung-

Musikalische Damen in Shanghai.

Die Musik unter den Chinesen steht noch heutigen Tages auf derselben Stufe der Vollkommenheit, oder richtiger gesagt Unvollkommenheit wie einst und ist charakterisiert durch dieselben Ungerechtigkeiten, wie sie es zu Zeiten der Sinitzflur war. Der Besuch einer chinesischen Musik-Halle ist nichtsdestoweniger interessant. Diese Etablissements findet man in der Foochow-Strasse zu Shanghai in nicht unbedeutender Anzahl vor.

Am Eingange zu bemerken wird man mehrere Tafeln sehen, auf denen die Namen der Sängerinnen, ihr Geburtsort, Alter u. s. angegeben sind. Von 6 Uhr Nachmittags bis Mitternacht finden hier „Kongert“ statt. Das Eintrittsgeld beträgt 25 Kaitz (etwa 25 Pfennig), und diese Summe berechtigt den Besucher, während der Vorstellung so viel Tassen Thee zu genießen, wie er verschlucken kann. Außerdem regaliert man die Gäste mit getrockneten Melonenkernen und während der Sommermonate reicht man ihnen auch in fochendes Wasser getauchte Pfannkuchen, um sich damit den triefenden Schweiß abzuwischen, denn der Gebrauch des Tabakpfeifens ist den Chinesen noch immer unbekannt. Einige dieser Kongert-Salle können mehrere hundert Personen fassen; diese sitzen um kleine Tische herum. Die Bühne ist ein naar Fuß über den Fußboden erhöht und von einem Gitter umgeben; die obere Partie ist mit bunten Vorhängen verziert. Ein großer, mit einem Goldrahmen eingefasster Spiegel hängt im Hintergrunde der Bühne, wohl um den Zuhörern Gelegenheit zu geben, die „Kaisin“ fröhlichen Sinterförscher der anmuthigen Sängerinnen zu bewundern. Die Regieren bilden auch das Orchester, welches gewöhnlich aus acht Personen besteht, die folgende Instrumente spielen: zwei Ballon-geformte Gitarren (zur Begleitung), eine dreisaitige Gitarre, zwei Violinen, eine Flöte, eine „Bang-ho“ (ein aus Kupferdraht gefertigtes Harmonium) und eine kleine Trommel, um den Takt damit zu schlagen. Alle diese Instrumente spielen, oder trachten wenigstens danach unsono zu spielen, und außerdem verliert jedes Mitglied des Orchesters sich dadurch vor seinen Kollegen aus, daß es so viel Standal wie möglich macht. Die Musik ist meistens „Liedchen-Musik“.

Die mandeläugigen „Nachtigallen“ Shanghai kommen fast ausschließlich aus der Hauptstadt der Provinz Kiangsi, — Sutschau her, welches von Chinesen als der „Garten Chens“ betrachtet wird. Der fragliche Distrikt erstreckt sich ebenfalls des Rufs, die schönsten Frauen in China zu produzieren: wie das chinesische Sprichwort sagt: „Um auf dieser

Erde glücklich zu sein, muß man in Sutschau geboren sein, denn es hat die schönsten Menschen.“ Auch kann wohl nicht geleugnet werden, daß der Chinese mit seiner Ansicht nicht so ganz Unrecht hat, denn es scheint ein aristokratischer Hauch um dieses Sutschau-Weibergeschlecht. Die dortigen Frauen besitzen aber noch einen anderen Reiz, der sie in den Augen der Chinesen zu unüberwindlich bewundernswürdigen Geschöpfen macht in sie haben alle verrippte Füße. Die schlanke, oft etwa 1 1/2 Fuß im Umfange messende Taille, die europäischen Dame nicht wohl kann soch eine wichtige Rolle an ihrer Person wie die sogenannten „gelben Elfen“ in China. Verrippte Füße gelten im Mittelreich für einen Beweis vornehmer Abkunft; sie bilden die fashionable Form, doch sind sie nicht ein Anzeichen von Reichtum; aber Mädchen, die verrippte Füße haben, erfreuen sich des Vorzuges, in angeheueren Familien hineinzubekommen als solche, deren Füße die natürliche Form haben. Geht es irgend etwas in China, was die Rache kennezeichnet, so ist es der Unterschied in der Form des Fußes. Der Schuh mehr als drei Zoll an der Sohle messen, und eine „stilleschöne“ Schöne schenkt ihren „Fußen“ größere Aufmerksamkeit zu schenken als die Dulcinea des Ariens ihrem Kopfpuz. Gewöhnlich hüllen sie die Füße in flammend rothe, recht europäisch gefärbte Seide oder in Atlas; die Absätze sind ebenfalls röhlich gefärbt. Das Haar ist reichlich mit natürlichen oder künstlichen Blumen, sowie mit Perlensträhnen verziert, und die Arme, namentlich die Hand, welche beim Spielen auf dem Instrumente hauptsächlich in Anwendung kommt, ist mit Gold- und Jaspierarmen geschmückt, und die Lippen sind mit rother Farbe beschminkt. Die Augenbrauen werden mit Goldfäden geschmückt, gewöhnlich und enger gemacht, so daß sie dem natürlichen Bunde ähneln. Wenn diese Zeichen alle nützlich gehören der dem-monds an in besagter Weise ausstrahlt, dann darf man sich wohl nicht wundern, wenn der besagte Anacron ist in folgender Weise schildert: „Wangen wie die Mandelblüthe, Lippen wie die Schirfblüthe, Augen so glänzend wie die im Sonnenstrahl tanzenden Wellenschläge eines Bades, und Fußstapfen wie die Lotusblume.“

Wie kann man aber den Eindruck silbern, den die Vokal- und Instrumental-Musik dieser Damenkapellen auf das Ohr eines Europäers macht? Wenn es schon schwierig ist, eine richtige Vorstellung von chinesischer Instrumentalmusik zu erhalten, so ist es doch bedeutend schwerer, die chinesische Vokalmusik zu beschreiben. Zunächst ist, daß man durch bloße Beschreibungen keine richtige Idee von der Sache bekommen kann:

ja, sehr wenige Nicht-Chinesen sind im Stande, sie nachzuahmen, selbst wenn sie dieselbe häufig gehört haben. Diese mandeläugigen „Adelinas“ singen natürlich wie alle Chinesen mit der Kehlkopfstimme, und aus derselben kommen sie nie heraus. Es wird einleuchten, daß solch eine Stimme (namentlich wenn die Kehlkopfstimme über das hohe „D“ hinausgehen versucht, einen nicht gerade sehr erbaulichen Eindruck auf das Ohr des westlichen „Barbaren“ machen kann. Die Tone scheinen außerdem durch die Nase zu kommen; die Zunge, Lippen und Zähne, welche bei unserem Singen solch eine hervorragende Rolle spielen, haben augenscheinlich sehr wenig zu thun, ausgenommen die Worte herauszubringen. Daß dieses Falsetto — die Melodie ist stets unsono, in demselben Schlußel, ohne ein forte oder piano, gleich laut und ohne Veränderung des Tones — für Ohren, die an komplizierte Melodien gewöhnt sind, sehr bald ermüdend wirken muß, ist selbstverständlich. Chinesische Musikstücke haben außerdem keinen Moll- und Dur- u. Schlußel, sie scheiden sich von uns ab, indem sie nicht freierlich, einen nicht gerade sehr majestätischen, noch freierlich der selbst wie untere, die in Dur komponiert sind, und andererseits selbst ihnen die Weidigkeit, Färllichkeit und die fliegende Traurigkeit unserer in Moll geschriebenen Sachen. Alles in Allem genommen erinnert die Vokalisation einiger der beliebtesten chinesischen Balladen nicht wenig an das Ständchen, welches uns mitunter ein mondfrüchtiger Bauerndiener in hellen Nächten umgeben zu bringen pflegt. Raum weniger haarträubend ist die Begleitung des Orchesters; scheinbar versucht jede dieser Duennas, ihre eigene Melodie zu spielen. Obgleich der besagte Musikliebhaber seine Anerkennung über die Leistungen dieser Sängerinnen nicht durch Fingerringen oder Geschickern der Zuhauer erschließen, so hat der Ohrschwund von ihnen sehr gewirkt wird. Diese „Nachtigallen“ werden nicht von dem Besitzer der Kongert-Halle bezahlt; sie erwerben sich aber doch ein schönes Stück Geld dadurch, daß einige der Anwesenden ein bestimmtes Lieblingslied bestellen; für solch einen Genus muß man einen „Mexikaner“ bezahlen. Gäste dürfen auch eine oder die andere dieser „Opernängerinnen“ zu einer Spazierfahrt oder zum gemeinschaftlichen Besuche eines Theaters mit sich nehmen, für welche Ehre der Besondere 3 Dollars bezahlen muß, die theilweise dem Herrn des Etablissements zu Gute kommen. Diese Sutschau-Singer halten auch Privat-Rezeptions, wo die chinesische Noblesse, deren Tugden genügend geschildert sind, einige vergnügliche Stunden verbringen kann.



(Nachdruck verboten.)

Auf Grünweide.

16)

Roman v. S. Palmé-Pagſen.

Reimer erhoffte dies, ohne jedoch einen Anhalt für die befriedigende Lösung aller dieſer Fragen zu finden.

Verabredetermaßen kehrten die Offiziere, die früh von N. fortgeritten, als ſeine Gäſte bei ihm ein. Es hatte eine allgemeine Begrüßung und Vorſtellung in dem ſelten benutzten Empfangszimmer ſtattgefunden, in welchem Annette in weißer Spitzenhaube über den braunen Löſchen mit Grandezza im Sopha thronete, Sophie daneben, in ihrer natürlichen Würde, während Marietta, die eine nervöſe Unruhe zeigte, bald dasſelbe verließ.

Die Herren begaben ſich dann ſogleich in den Stall. Was war das aber auch für ein wohlgeordnetes Geſtüt! Hartmann hielt ſich dasſelbe nicht des Ertrages wegen, lediglih als Liebhaberei. Er hatte dabei nicht nur die Verbeſſerung und Hebung der Landeſſperdebeute im Auge, mehr Freude gewährte es ihm, edle und ſeltene Exemplare zu erzielen. Das war ihm mehrfach gelungen und auch jezt zeigte der große, friſchlüftige, peinlich ſauber gehaltene Stall, der, abgeſondert von den übrigen abſeits des Wirthſchaftshofes liegend, ſich mit der Manege verband, verſchiedene ausgezeichnete Raceſperde ungleichen Alters.

Da ſtanden die verſchiedenfarbigen, meiſt noch unausgewachſenen Thiere in ihren mit reinlichem Stroh unterdeckten Ständern, das duſtige Heu aus den Kaufen ziehend oder den goldgelben Haſer aus den Krippen ſchnuppernd, ſchweißſchlagend, raffelnd, ſtampfend oder die klugen Köpfe wendend, wenn das bekannte „Meſoo“ des Reitmeiſters ertönte, von dem ſie's gewohnt waren, ihr Futter zu erhalten oder aus dem Stall in die Manege geführt zu werden. Mehrere der Raceſperde weideten bereits im Freien, ihre Ständer waren leer, über jedem derſelben zeigten Blechſchilder die Namen.

Die Bemerkung der Herren, das Intereſſe und Verſtändniß für alle Einrichtungen, gereichte Reimer zur hohen Befriedigung. Er gerieth ſelbſt in warmen Eifer und ließ ein Pferd nach dem andern in die offene Reitbahn bringen und führte zulezt die zum Kauf angetragene braune, fünfjährige Stute ſelbſt vor. — In der That, das Pferd erfüllte nach jeder Richtung hin die Bedingungen; es hatte hohen Widerrist, breite Bruſt und kurzen Rücken, Beine ſchlank und gerade.

Vor dem feinen Kopf des Pferdes ſtehend, mit beiden Händen die Trenſe faſſend, ließ Hartmann dasſelbe ſich langſam ſtrecken, führte es im Schritt umher und ſchwangſich dann hinauf, um es alle Gangarten durchmachen zu laſſen. Er hatte es ſelbſt zugeritten und für den Zuſchauer bot die kräftige, ſchönegebante Männergeſtalt auf dem edlen Roſſe, das dem leiſeſten Drucke gehorchte, einen prächtigen Anblick.

Droben von einem Seitenfenſter des Hausflurs, von wo die ganze Reitbahn deutlich zu überſehen war, blickten Marietta's dunkle Augen mit ſeltſam wechselndem Ausdruck auf die Gruppe hinab. Sie ſtand ſchon geraume Zeit ſo, in vollem Reitkoſtüm, Handſchuhe und Reitgerte in der Hand, denn die Stunde, die zum Spazierritt feſtgeſetzt, war längſt veronnen. Am liebſten hätte ſie gar nicht geritten; der erſte ungeſtörte Augenblick, das erſte Alleinſein mit jenem Manne dort, der — ſie lachte bitter auf — die Geliebte über ein Pferd vergaß, würde, das wußte ſie ja, eine Lebensfrage entſcheiden. Alles in ihr lehnte ſich dagegen auf, aber ſie konnte, wollte nicht mehr zurück; einer ſo lächerlichen Inkonſequenz wollte ſie ſich weder vor Herrn von Heilwig, vor Allem aber ihrem Vormunde nicht ſchuldig

machen, der ein Mann von eiſerner Konſequenz und nie wankenden Entſchlüſſen war.

Ueinig mit ſich über ihr Thun war ſie daher nicht, ſie grübelte darüber nach, wie es plöglih gekommen, daß ſich die guten, freundschaftlichen Gefühle zu dem Offizier ſo ſchnell in Abneigung verwandeln konnten. Sag das an ihr? Hatten ſich ihre Ansprüche und ihr Geſchmack auf einmal ſo ganz geändert, daß ſie deſhalb nicht den leichten, neckiſchen Konverſationston ihm gegenüber wiederfinden konnte, der ihr biſher ſo amüſant erſchienen, ſeine Subdigungen übertrieben und ſade nannte, die ſie ſonſt wohlgeſällig entgegengenommen, ohne denſelben allzu enge Grenzen gezogen zu haben? — Ihr war biſher noch kein Mann von wirklicher Bedeutung begegnet, nun dies geſchehen, ſchätzte ſie den Werth des Lobes an dem geiſtigen Gehalte deſſen, der es bringe. Das war's. Alles Klügeln und Wegleugnen half nichts; ihr Vormund hatte ſich ihre volle, ihre höchſte Achtung abgerungen, und in der Erkenntniß deſſen legte ſie, ſich ſelbſt unbewußt, den Maßſtab der Beurtheilung von ihm an Andere.

Eben jezt zeigte ſich wieder ſeine ungläubliche Ausdauer und Willenskraft. Das Pferd dort, welches er ritt, das einen Sprung über die Barriere machen ſollte und ſich weigerte, wurde immer von Neuem wieder herangeführt. Der Eigenſinn des Thieres reizte, erzürnte ihn augenſcheinlich, beſonders jezt, wo es zeigen ſollte, was es leiſten konnte, aber er hielt an ſich, ließ nicht nach, ſeinen Zweck mit Geduld und Güte zu verfolgen. Vergeblich. Nun erſt fiel der erſte Hieb, noch einer, noch einer. Es war erſichtlich, daß die unbedingt nöthige Strafe mit Ueberlegung geſchah, nicht in einem Akt brutaler Rachſucht gegen ein wehrloſes Thier ausartete, wie ſie es einſtmals an dem Rittmeiſter geſehen. Der hatte ſein edles, aber widerſpenſtiges Pferd faſt zu Tode gezüchtet, und obgleich ihr dies damals ungläublich grauſam erſchienen, ſo hatte ſie an ihm als männliche Energie bewundert, was ſinnloſe Wuth gemeſen. Hier ſah ſie, daß dieſe Charaktereiſenſchaft nur dann eine Tugend zu nennen ſei, wenn ſie ſich mit der vollkommenſten Beherrſchung verbinde.

Indeſſen der mangelnde Reſpekt war es nicht allein, welcher ſo plöglih Abneigung in ihr erzeuget; ſie hatte ſich einer wirklichen, aufrichtigen Liebe des Offiziers verſichert geglaubt und — ja, nun wurde es licht ihr — ſie lehnte, tödtlich erſchreckt von dem verhaſten Gedanken, den ſchönen Kopf an das Fenſterkreuz und ſchloß die Augen. Wenn ſie wußte, einen Beweis hätte, daß er um ſie würde ihres äußeren Beſitzes, ihres Reichthums wegen!

Sie verſenkte ſich plöglih in den mißtrauiſchen Gedanken mit klopfendem Herzen.

Draußen verließen die Herren den Platz und begaben ſich in's Haus. Bei einer Flaſche Wein wurde der Kaufakt abgeſchloſſen, nun konnte der Spazierritt unternommen werden. Heilwig ſollte die Braune, Reimer dagegen des Rittmeiſters Pferd reiten. Bald ſtanden die Pferde, vier an der Zahl, vor der Thür des Hauſes. Es wurde nach Marietta geſchickt, die Waag kam jedoch unverrichteter Sache wieder zurück; das Fräulein ſei nicht auf dem Zimmer.

Nun ging Reimer ſelbſt.

Auf dem Korridor, mit dem Ausdruck unverkennbarer Verſtörung auf dem Antliß, kam ſie ihm langſam entgegen. Seinen Schritt hörend, war ſie plöglih aufgeſchreckt. Hartmann ſah ſie erſtaunt an.

„Du biſt erzürnt, daß wir Dich haben warten laſſen? Verzeihung, Marietta.“

Sie ſchüttelte verneinend den Kopf.

„Nein,“ ſagte ſie mit erzwungenem Lächeln, „das iſt es nicht, ich philoſophirte nur ein wenig und das brachte mich in Konflikt mit allen meinen Empfindungen.“

Er meinte, sie zu verstehen, wagte indessen kein vorschnelles Wort.

„Ich möchte Deine Meinung kennen, Dich fragen, Onkel Reimer,“ sie fluchte. Der stolze Wille, der sein Schwanken nicht verrathen wollte, rang wieder mit dem Vertrauensbedürfnis.

„Frage, Marietta, und wenn ich Dir rathen kann, von ganzem Herzen.“

„O, welch eine Milde durchwehte oftmals den Ton seiner Stimme.“

Mit der Dankbarkeit eines Kindes, das sich bewußt wird, Verzeihung für ein Unrecht erhalten zu haben, legte sie ihre Hand auf die seine und sagte: „Ich sehe, Du hast mir alle harten Worten vergeben, die ich Dir neulich gesagt, sonst dürftest ich jetzt nicht von einer Stunde reden, die für uns Beide eine gleich unfreundliche Erinnerung birgt.“

Es zeigte sich eine merkwürdige Veränderung auf seinem Antlitz. Ob er hörte, was sie sprach? Wie unter einem Banne, regungslos, stand er da, nicht aufschauend, peinvoll den Blick auf die weiße Hand gerichtet, die sich seltsam von der feingigen, tiefgebräunten abhob. Mit schneller Kopfbewegung warf er eine stahlgraue Haarlocke zurück und strich mit der endlich befreiten Rechten über die Stirn. Marietta war einen Schritt zurückgetreten.

„Ich sehe,“ sagte sie empfindlich, „Du zürnst mir noch.“

„O nicht doch, Kind,“ antwortete er hastig, „laß hören, was Dich bewegt.“

Der Ton verhöhnte sie. Dennoch mit einem gewissen Widerstreben theilte sie ihm ihre Befürchtungen mit.

„Nicht,“ fuhr sie fort, „daß ich beabsichtige, ihm seine Hoffnungen zu vernichten, Du hast mich ja vorzeitig gewarnt vor frevelndem Spiel, aber von dem häßlichen Mißtrauen möchte ich mich befreien und wenn Du es nicht für Unrecht erachtetest — wenn Du es ihm andeuten wolltest, Onkel Reimer, daß ich durchaus nicht vermögend, nicht reich sei, — das Wort birgt ja einen ganz relativen Begriff — und er mich nach diesem dennoch zu begehren wünscht — o, ich sehe, Dir ist dieser Winkelnug des Handelns zuwider, sprechen wir nicht davon, lassen wir das Fatum walten, es steckt in mir ohnedies etwas vom Geist fatalistischer Philosophie, lassen wir den Dingen ihren Lauf.“

Sie wandte sich zur Treppe, dieselbe hinabzugehen, zögerte aber, als er unter jähem Farbenwechsel fragte:

„Sag, hat etwa Tante Annette diese Idee in Dir gereckt?“

„Wie kommst Du darauf? Meine Natur ist nicht vertrauenselig und deshalb sprach ich mit den Tanten niemals über diese Angelegenheit. Neben auch wir nicht mehr davon.“

„Nein, nein,“ rief er, „wir reden davon. Du bist im Irrthum, wenn Du an meiner Bereitwilligkeit zweifelst. Doch laß mich ankämpfen an das, was Du aussprachst. In dem resignirten Fatalismus des Morgenlandes liegt allerdings eine Art Weisheit. Für den, der seines Lebens Wünsche und Hoffnungen verloren gegeben, besitzt der Glaube sogar etwas Verlockendes, Tröstliches. Aber er huldigt trägem Geiste. Gott giebt uns Menschen den freien Willen, den denkenden Geist, kraft dessen wir nicht nachlassen sollen, zu kämpfen gegen das, was uns widerrätig oder unrecht scheint. Gaben und Kräfte in uns sollen nicht brach liegen, sollen angewendet werden, Geist und Gemüth heranzubilden zu allmählicher Vervollkommnung. Ein träges Sichgehenlassen heißt nicht — leben. Gegen unsere Härten, gegen die Misere der Alltäglichkeit, gegen ein hereinbrechendes Unheil sollen wir ankämpfen, so lange noch Athem in uns ist. Unterliegen wir dennoch, ja, dann mag und wird uns der Glaube an das Fatum, an ein Geschick von oben trösten. Wende etwas von allen diesem auf Dich an, Marietta. Handle selbstständig, unbeeinflusst, aber streife von Deinem Thum, o, verzeihe mir, die Starrheit eines Willens, die nur aus falscher Scham festgehalten wird und es verhindert, ein übereiltes Wort wieder zurückzunehmen. Es ist ja nicht denkbar, daß Du, Du mit Deinem heißen Herzen, glücklich werden kannst mit diesem kalten Lebemann und —“ fuhr er anderen Tones fort, „was ich Dir einst in erregter Stunde vorgehalten, es leidet bei diesem Mann keine Anwendung — an gebrochenem Herzen stirbt der sicherlich nicht!“

Sie hatte ihm zuerst mit vollaufgeschlagenem Auge zugehört. Sein Wort, so warm und fließend gesprochen, wie sie es nie von seinen Lippen gehört, das so haarscharf die Wahrheit traf, das ihr innerstes Denken und Empfinden enthüllte, ergoß eine Wundwundluth über ihr Antlitz.

Sie wandte sich ab, ohne einen Ausdruck der Rechtfertigung zu finden, zum ersten Male, ohne für den Tadel, also liebevoll eingeleidet, ihm grollen zu können.

„Du zürnst über meinen Freimuth, da Du schweigst?“ fragte er.

„O nein,“ antwortete sie mit herbem Lächeln, „das Eingeständniß des Rechtes wird meiner Zunge nur schwer und wenn ich sie sprechen lasse, so muß ich fürchten, sie werde wieder einmal Funken sprühen. Wir sind auf dem besten Wege dazu.“

„Auf dem besten Wege, uns zu verstehen,“ meinte er, „ist's nicht so?“

Sie nickte und ging leicht vor ihm her die Treppe hinab. Es war das erste Mal, daß sie sich seiner Ueberlegenheit unterordnete, nicht eben willig und gern, aber mit dem Bewußtsein, daß seine Menschenkenntniß, sein klares, praktisches Denken stets nur das Rechte, Beste treffen könne.

(Fortsetzung folgt.)

Mein Nefse. *)

Von Marie Ebner-Eschenbach.

Er hat eine liebe, schöne Mama, er hat eine vortreffliche Wärterin und einen Hofstaat von mehr oder minder hübschen Frauen und Jungfrauen, und Alle buhlen um seine Gunst. Und er läßt sich ihre Huldigung gefallen, belohnt dieselben wohl auch mit einem Lächeln, aber das Herz des Sultans, auf das made keine sich Rechnung, das ist vergeben — das gehört der Tante. Wenn sie ins Zimmer tritt, da leuchten seine großen blauen Augen, sein noch spärlich besetzter rother Mund öffnet sich lachend, seine dicken Nerven breiten sich aus, das ganze kleine Wesen stebt der Kommenden entgegen, jeder Laut seiner eigenthümlich berebten Sprache, jede Geberde bedeutet: Nimm mich! nimm mich!

Die Tante gäbe was darum, wenn es ihr gelänge, zu verbergen, wie geschmeichelt sie sich fühlt, wie stolz und selig; aber sie vermag es nicht, und die Kivalkinnen spotten: Seht die Thörin! sie thut, als ob die Flatterhaftigkeit nicht zu Hause wäre unter den Kindern. Wir wollen sehen, wie lange die große Zuneigung dauert bei dem Altersunterschied, wollen sehen, was die Zukunft bringt. Thörinnen ihr selbst! Wer wird immer an die Zukunft denken, die Gegenwart ist auch etwas. Komm du nur, mein Herzensschatz, mein schneeweißer Blasengel, komm, seien wir vergnügt . . .

Den Unterschied im Alter werfen sie uns vor? rechnen schände nach, daß er ein halbes Jahrhundert beträgt, plus einem halben Jahrzehnt? — Lediglich auf die Sympathie kommt es an, die gleich Alles aus. Uns zwei verbinden dieselben Neigungen. Die zum Beispiel zum braven Wurstel, der keinen Kopf mehr hat, sondern nur noch ein Gesicht, und so oft man ihm einen Stoß auf den Magen versetzt, vor Freude die Pauke schlägt. Und dann unjere Vorliebe für Astronomie, für Bücher, für Musik — ebenfalls gemeinsam. Wenn der Vollmond hell und glänzend über der großen Linde steht, wer ist entzückter, der Nefse oder die Tante? Von einem Fenster zum andern pendelt sie mit ihm, und sie fragen sich, ob es nicht am Ende gar zwei Monde giebt, für jedes Fenster einen, und ob sich nicht ein Standpunkt finden ließe, von dem aus beide zu erblicken wären?

Wenn die Lampe gebracht wird, setzt man sich an den Tisch. Auf dem liegen zwei Bücher und eines davon gehört dem Bübchen und das Gesicht des Bübchens verklärt sich, wenn das Buch aufgeschlagen wird. Er jauchzt und hämmert darauf los mit den Fäufichen und patstcht darauf los mit den kleinen flachen Händen. O die Wonne des Kindleins, die Wonne beim Anblick eines Buches! Und jeden Gegenstand, der darin abgebildet ist, kennt er schon.

— Zeig mir den Lord, Bubi!

Bubi sieht mich ernsthaft an, wendet den Kopf und deutet mit ausgestrecktem Zeigefingerchen auf den wirklichen Lord, der neben der Gehschule auf dem Teppich liegt.

Ja, bravo! ja dort ist der Lord! . . . Beim Wort „bravo“ lacht der kleine und applaudirt aus Leibeskraften — Gut also! Aber jetzt zeig mir den Lord im Buche. Da? nein, das ist eine Siebkanne. Zeig' mir den Lord. Beharrlich tippt Bubi

*) Aus dem vortrefflichen, im Verlage der Wiener Mode erschieneren Büchlein: „Wiener Kinder.“

mit der Spitze seines Fingerchens auf dem bunt bemalten Blatte herum und gelangt zu dem Bilde eines Reiters und einer Reiterin, ganz oben an dem Rande. — Papa und Mama, siehst Du, Papa und Mama auf dem Schimmel und auf dem Braun? Hopp, mein Schimmerl! Hopp, mein Braun! Sing schön, Bubi! Sing . . . Willst nicht singen: Hopp, mein Schimmerl? Nun, so sing: Sel vajacek pro tabacek . . . Bitte, bitte sing!

Bubi greift im ersten Schrecken über diese Zumuthung an den Kopf, beginnt aber bald leise und in den höchsten Tönen zu quetschen: ah — ah — ah — ah. — Und wer das nicht gehört hat — ah nicht gehört und wer das schelmische Zwinkern der halb zugeführten Augen nicht gesehen hat, aus denen das Wohlgefallen des Bübchens an der ersten eigenen Kunstleistung glänzt — der hat nichts gesehen.

Mitten im Gesang unterbricht er sich, verlangt nach dem anderen Buch, dreht es in seinen unbeholfenen Händen, leucht vor Anstrengung und macht eine Lippe wie Carl B. Ein Dieb, der eine Wertheimische Kasse aufbricht, hat gewiß nicht mehr Mühe als das Bübchen mit dem Deffnen des Buches. Welche Ausdauer kommt dabei zu Tage! — Sie wird mit Erfolg gekrönt, das kleine Buch liegt aufgeschlagen auf dem großen, ein paar Finger der rechten Hand haben das Blatt erwicht, auf dem der linke Arm ruht und zupfen und reißen und ritz ras geht es, Ecke um Ecke, Seite um Seite, das Bübchen geräth immer mehr in Eifer, der Boden ist mit Papierchnitzeln bedeckt.

Glücklicher Autor! Ein Exemplar Deines eben erschienenen Werkes hat bereits reizenden Absatz gefunden.

Frau Dadak, die Wärterin, blinzt herüber von ihrem Plätz im Fenster und jagt vor sich hin: Alles sollte man ihm doch nicht erlauben. Ueber und über erröthete die Tante. — Ach, Frau Dadak, ich kann nichts dafür, daß er die Bücher so gern hat, entschuldigt sie sich, und sucht die Aufmerksamkeit des Kindes wieder auf Papa und Mama zu lenken. Gieb der guten Mama einen Kuß, Bubi! Und Bubi beugt sich vor, reicht aber nicht bis zur Höhe, in der Papa und Mama sich befinden und drückt seine Küsse auf einen ihm näher liegenden Schiefkarren. Die Tante sagt: Gut, schon gut, und jetzt sag' Papa! sag' Papa, mein Schatz, mein allerliebster! sag' Pa — pa.

Und das Bübchen voll Gehorjam und gutem Willen formt den Mund, spitzt ihn, zieht ihn in die Breite, paßt wie ein Raucher und stößt auf einmal hervor: Mem! Die Begeisterung der Tante kennt keine Grenzen. — Haben Sie gehört, Frau Dadak, er hat „mem“ gesagt!

— O ja, antwortet Frau Dadak unbegreiflich kühl, er sagt oft „mem“, er hat auch schon zu mir „mem“ gesagt. Und jetzt kriegt er kein Souper und wird schlafen gehen.

— Vorher aber darf ich ihm noch eine Biscote geben, weil er so brav ist. — Bubi schlägt die Hände bittend zusammen, als er seine Lieblingspeise nennen hört, Frau Dadak ist bezwungen und bewilligt eine halbe Biscote, die Bubi, auf dem Schooß der Tante sitzend, verzehrt, das heißt er verzehren will, denn kaum hat er angefangen und schon erhebt sich Lord, tritt vor das Kindlein und betrachtet es mit seinen treuen Jagdhundaugen und wedelt mit seinem schweren, kurzhaarigen Schwanz so langsam und so traurig, als ob es gälte, seinen besten Freund auszuläuten. Das Kind versteht ihn und reicht ihm die Biscote zum Daranriechen hin, was dem Lord ein Genuß ist, jedoch kein vollständiger. — Gieb ihm, sagt die Tante, gieb ihm ein Stückchen. Und richtig, Bubi bricht ein Stückchen von seiner Biscote ab und bietet es dem Lord an und in dem nachdenklichen Gesicht des Kindes ist etwas zu lesen wie eine Frage: Wirst Du es nehmen? Wirst Du so indiskret sein? Anständige Wesen pflegen nur dergleichen zu thun, als ob sie von mir etwas annehmen würden. Indessen der Lord ist etwas gefräßig, er nimmt allen Ernstes an und — dankbar. Er dreht den Hals und mit einer Seite seines mächtigen Gebisses hebt er das Bröcklein aus der Hand des Kindes, so vorsichtig, mit solcher Behutsamkeit, wie ein Uhrmacher mit der Zange das feinste Rädchen aus einer winzigen Damenuhr hebt.

Das gefällt dem Kindlein so gut, daß es gleich ein zweites Stückchen spendet und ein drittes und so fort, bis nichts mehr da ist und es aufmerksam und enttäuscht seine leeren kleinen Hände betrachtet.

Zur guten Stunde ericheint das Souper, Bubi wird von Frau Dadak gefüttert. Seine frischen Augenlein bliken immer müder und fallen allmählich zu, aber der Mund öffnet sich regelmäßig vor dem mit Suppe beladenen, Einlaß heischenden Köffel.

Von Zeit zur Zeit wendet der Kleine sich zur Tante und blinzelt sie freundlich an, was zweifellos bedeutet: Es schmeckt mir, ich bin schläfrig, aber — wir bleiben die Alten, und morgen auf Wiedersehen.

Aus ist das Souper, und jetzt nur geschwind in's Bettlein.

— Ich trag' ihn hinein, Frau Dadak! erlauben Sie's, weil heute sein Geburtstag ist, und der meine auch . . .

Ach Jesus! Im Augenblick, in dem die Tante das Bübchen zu sich emporhebt, wird es munter, jauchzt auf, schlägt mit den Armen wie mit Flügeln und verlangt nach einem Galoppchen durch das Zimmer.

Da öffnet sich die Thür, Mama tritt ein. — Geht er denn noch nicht schlafen, der Kleine? fragt sie. — Er geht schon, antwortet die Tante und fñhlt sich sehr beschämt.

Das Kind wandert in die Arme seiner geliebten, seiner rechtmäßigen Eigenthümerin und sie legt es in sein Gitterbettchen, kriegt neben dasselbe nieder und sagt: „Schlaf Bubi, schlaf!“ — Und der Schalk bleibt eine Weile regungslos, plötzlich jedoch strecken seine Beine sich in die Höhe und heben ein Schlagen und Wirbeln an, daß die Decke nur so davon fliegt. — Bubi, spricht Mama verweisend, was ist denn das für ein unartiger Bub? Du! Du! unartiger Bub! . . . Sie droht und Bubi droht mit; droht dem unartigen Buben, mit dem er nichts zu thun hat. Er, der Brave, verschränkt die Händchen auf der wieder zurecht gelegten Decke, hebt sie nur noch ein einziges Mal, um Mamas Wangen zärtlich zu streifeln, und liegt dann still und ruhig.

Mein Neffe schläft.

Fatal.

Von Frau von Auriö.

„Befehlen gnädige Frau die Theemaschine abzuräumen?“ Mit diesen Worten trat die schmutze Kathi ins Speisezimmer ihrer Herrschaft, ungefähr Abends um die neunte Stunde. „Ja, ja, thun sie es; obgleich es für Petersburg noch früh ist, glaube ich doch nicht, daß heute noch Besuch kommen könnte. Räumen Sie nur Alles fort; den Zucker lassen Sie einstmweilen stehen, möglicher Weise trinke ich noch etwas Citronenlimonade.“ Als der dienstbare Geist den Befehl seiner Herrin ausgeführt hatte, verghwand er so spurlos, wie er gekommen war, und die beiden Ehegatten blieben allein. „Du bist mir eine Revancheparthie schuldig, lieber Adolf; soll ich das Schachbrett holen?“ „Gewiß, mein Engel, wenn es Dir Vergnügen macht, so können wir sofort damit beginnen, nur einen Augenblick gedulde Dich noch, ich beende nämlich schnell diesen Artikel und dann stehe ich ganz zu Deinen Diensten. Du weißt ja, Schätzchen, die Redaction wartet nicht, und die nächste Nummer der Zeitschrift ohne meinen Artikel erscheinen zu lassen, brächte uns um 80 Rubel. Also etwas Geduld, mein Liebling, Herrendienst geht vor Frauendienst, nicht wahr?“ „A propos, Adolf, da Du vom Gelde sprichst, wolle ich Dich sehr um 20 Rubel bitten, ich bin mit dem Wirtschaftsgelbe, trotz weiserer Defonomie, nicht ausgekommen. Kathi verlangte Vorschuß, da sie ihrer kranken Mutter eine Unterstützung schicken mußte; außerdem hatte ich selbst einige unvorhergesehene Ausgaben, die den gewöhnlichen Gang der Dinge etwas störten.“

„Ja, mit dem allergrößten Vergnügen, Frauchen, erfülle ich Deinen Wunsch, aber morgen, nicht wahr es, eilt nicht so? Morgen ist Gagetag, da fñllt sich wieder die Börse. Heute bin ich selbst sehr schlecht bei Kasse und wozu brauchst Du heute Geld?“ „Zum Schachspielen.“ „Du hast bei mir einen unbegrenzten Kredit; Sorge Dich darum nicht, ich werde . . .“ In diesem Augenblick schellte die Hausglocke. „Doch nicht etwa Besuch?“ Der Gedanke durchfährt blitzschnell den Kopf der jungen Frau. „Kathi öffnen Sie schnell, möglicher Weise ein Telegramm an den gnädigen Herrn.“ Das Mädchen öffnet und ein Kosakenoffizier in Begleitung eines prächtigen Pointers betritt das Wohnhaus. — „Der Herr zu Hause?“ fragte er das Mädchen. „Jawohl, bitte einzutreten.“ — „Ach, sind Sie es, mein lieber, lieber Alexandrow; wie geht es Ihnen, alter Kamerad? Gott, wie lange haben wir uns nicht gesehen, wo stecken Sie die ganze Zeit über? Wie kann man alte Freunde so vernachlässigen!“

„Danke, danke, es geht ja leidlich; ich wäre längst schon bei Ihnen vorgekommen, Erbßchaftsangelegenheiten hielten mich fest und dann heirathe ich nächstens, na, und da steckst man ja bis über die Ohren in Laufereien und Vorbereitungen.“ Die jung-

Hausfrau näherte sich jetzt ebenfalls dem Gaste, ihm freundlich die Hand reichend, die dieser galant an seine Lippen führte.

„Laß' einen kleinen Imbiß zurecht machen, Schatz, und Thee serviren, Pawel Petrowitsch trinkt entschieden ein Glas und speißt ein wenig mit uns.“ Die junge Frau eilte bereitwilligst ins andere Zimmer, doch hier blieb sie rathlos stehen. Mein Gott, woher einen Imbiß nehmen. Die letzte Butter war vorhin verzehrt, Eier und Käse seit heute Morgen nicht im Hause, morgen, ja morgen sollte die Speisekammer erst wieder verproviantirt werden. „Was seze ich wohl vor?“ der Gedanke machte sie besorgt. Etwas Sardinen gab es wohl noch, ein kaltes Huhn und etwas Wurst war auch noch vorhanden. Froh gestimmt begab sich Lieschen in die Küche, um dem Mädchen die nöthigen Anordnungen zu erteilen. Kathi präparirte eine frische Theemaschine, deckte den Tisch und bereitete Alles für den Imbiß vor. Die junge Hausfrau begab sich darauf ins Cabinet, wo die beiden Freunde herzlich plauderten. „Der Hund ist unter Brüdern zweihundert Rubel werth, lieber Freund, es ist ein Prachtexemplar; beunruhigen Sie sich keineswegs darüber, daß man Sie übertroffen habe. Gute Hunde haben ihren Preis. Haben Sie ihn schon öfter geführt, wie macht er sich denn?“ „Er ist noch etwas wild,“ entgegnete der Kolatenoffizier, „steht auch öfter vor kleinen Vögeln, doch das sind wohl kleine Unarten, die er sich bald abgewöhnen wird! Sonst scheint er recht anhänglich zu sein, frißt Alles, was wir ihm vorsetzen — Tell, Tell, komm her.“ — Der Hund kam wedelnd aus dem anderen Zimmer und legte sich zu den Füßen seines Herrn.

„Nicht wahr, Lieschen, ein schönes Exemplar, Alexandrow hat sich den Hund aus dem Auslande verschrieben. Meine Frau liebt nämlich sehr Hunde, und speziell große Hunde; wir...“ Er konnte den Satz nicht beenden, im Thürrahmen erschien Kathi mit verstörter Miene. „Gnädige Frau, einen Augenblick.“

Im Speisezimmer erzählte sie ihrer Herrin in größter Aufregung, daß, während sie noch in der Küche beschäftigt war, der Hund, diese Prachtbestie, sich dermaßen über den Imbiß hergemacht hätte, daß nichts übrig geblieben wäre. Im Begriffe, sich auf das Huhn zu stürzen, hätte ihr Eintreten ihn verschreckt. „Ja, was machen wir jetzt, Kathi, ich weiß mir keinen Rath, die Herren sind vielleicht bald mit ihrer Unterhaltung fertig und unser Speisezimmer ist so leer, wie zu Beginn unserer Vorbereitungen. Die Delikatessenhandlung ist zu weit entfernt, Sie können unmöglich noch zur Zeit zurückkommen. Was machen wir nun, fällt Ihnen nichts ein?“ „Nichts,“ war die einzige Antwort.

„Halt, da kommt mir ein Gedanke,“ rief Lieschen, „wir können zu dem Huhn eine pikante Sauce präpariren. Geben Sie schnell etwas saure Sahne, Kapern, feine Petersilie, eine Spur von Zucker — lassen Sie mich nur machen. Vorerst brühen Sie das Huhn jedenfalls mit heißem Wasser ab, ich fürchte, daß der famose Tell vielleicht seine unberufene Nase zu sehr damit in Verbindung gebracht hat. So, und nun wollen wir die Sauce machen. Famos, Kathi, ich staune über meine Erfindungsgabe. Es schmeckt ausgezeichnet; gehen Sie, die Herren zum Thee zu bitten.“

„Nun, lieber Kamerad, erst einen Schnaps, nach Landesfitt. Aber, Schätzchen, giebt es denn keinen Sakusta (Imbiß) zum Schnaps?“ „Entschuldige, lieber Adolf, ich habe in der Eile den Schlüssel von der Speisekammer verlegt und kann ihn trotz eifrigsten Suchens nicht auffinden.“ — „Fatal,“ brumnte der junge Chemann, „na, greifen Sie zum Hühnerbraten, Freund, man muß sich zu trösten wissen, hoffentlich mundet er Ihnen.“ „Aber das ist ja famos zubereitet, pikant und wohlschmeckend! Ich fange an, mich schon ein bißchen für Haus und Küche zu interessieren. Meine zukünftige junge Frau hat sogar einen Kochkursus durchgemacht. Neukerst praktisch, nicht wahr? Jede Speise hat einen appetitanregenden Namen, jede Sauce den einer bekannten Persönlichkeit zc. A propos! was ist dieses für eine Sauce, gnädige Frau.“ Lieschen erröthete leicht: „Huhn mit Tellheimer Sauce!“

Allerlei.

Schulke und Müller auf der Berliner Gewerbe-Ausstellung. Die einst so wackeren alten Knaben haben nun auch der Berliner Ge-

werbe-Ausstellung einen Besuch abgestattet und berichten über ihre Erlebnisse dort draußen in einem hundert Seiten starken Bändchen im Verlag von A. Hofmann u. Co.: „Schulke und Müller auf der Berliner Gewerbe-Ausstellung 1896“. Den Anfang ihrer Schilderungen macht eine sachgemäße „allgemeine Anweisung für das reisende Publikum nach Angaben Schulkes“, bei der Abfahrt aus der Heimath so gleich am Schalter ein Billet nach „Trepow an der Spree“ zu fordern, da es vorgekommen, daß Reisende, die sich in Folge ihrer geographischen Unwissenheit getäuscht haben, Tage lang an der Hega und der Tollenke umherirrten, umsonst die Gewerbe-Ausstellung suchend, und endlich mühsam in die Heimath zurückkehrten. Das richtige Trepow, unmittelbar an der Spree gelegen, die hier so tief ist, daß sie selbst von den großen Londdampfern befahren werden kann, ist ein ebenso anmuthig wie bequem gelegenes Bierdorf, in dem schon vor Jahrhunderten der grüne Mal und der Gurkensalat blühten. Bei dem fürchterlichen Ton der Sirene fragt Schulke: Was war das für'n jämmerlichen Ton? — Müller: Das Nebelhorn oder die Sirene von's Kaiserreich. — Schulke: Sirenen, waren das nicht die Neekens, wo sich der olle Donkeus immer die Ohren zustoßen ließ, wenn sie ihm was vorfingen wollten? — Müller: Ganz richtig. — Schulke: Na, verdienen kann man ihm das nich. — Wir wandern mit Schulke-Müller und ihrem Logirbesuch nach der Jüchereifabrik, ins Alpenpanorama, nach Kairo, Alt-Berlin, an's „Chokoladenufer“, wo es von den Damen heißt: „Hast Du herum Sie geleitet mit List um Hildebrandt's Tempel. — Sicherlich mußt Du bei Fe-lig und Sarotti hinein.“ In den Basilion des Vereins Berliner Großdestillateure: „Jrgend ein Tyrann wünsche der Menschheit einen einzigen Hals, um dann...“ beim Anblick aller dieser Flaschen wünsche ich ihnen gleichfalls einen einzigen Hals, um dann...“ — Unglücklicherweise trennte sich bei diesem Rundgang im Gebränge Tante Amalie von Treuenbriegen von der Gesellschaft. Als bald suchte Schulke mit unermüdlicher Opferfreudigkeit die Tante Amalie wie eine Stachnadel. Zuerst sah er sich nach ihr bei Wshinger um, dann in der Bodega, dann in der Habelschen Brauerei, dann bei Siechen, und überall hielt er sich eine Weile auf in der Hoffnung, sie werde kommen. Sie kam nicht. Dann begab er sich nach dem Hauptrestaurant am Neuen See, das er ganz durchsuchte, wobei er häufig sich niederließ und sich stärkte. Auch dort war sie nicht zu finden. Darauf recherchirte er nach ihr in den Lokalen am Karpsenteich, wo er ihr vielleicht zu begegnen hoffte, und endlich in sämtlichen Kneipen von Alt-Berlin, wo er sie mit Gewißheit zu finden dachte. Umsonst Alles, sie war und blieb spurlos verschunden. Aus Alt-Berlin kam Schulke dann auch zur Stufenbahn. Hier findet er sie endlich, aber wie die zwei Königskinder konnten sie lange nicht zu einander kommen, weil die Stufenbahn zu schnell lief. Eßt Heinesch nachempfundenes ist das Gedicht: „Ein Kiefernbaum steht einsam bei Trepow am Strand der Spree. Ihn schläfert, denn Interessantes giebt's nicht in seiner Näh“. Er träumt von einer Palme, Der es ganz ähnlich geht, Nur daß sie beim fernen Kairo Im Wüstenlande steht, Da kommen Männer mit Netzen, Und plötzlich geht es klipp, klapp! Sie schlagen dem Kiefernbaume die sämtlichen Zweige ab. Getrocknete Palmwedel, Die binden sie ihm aufs Haupt, Nachdem sie all seiner Zweige So graufam ihn beraubt. Um seinen Stamm dann wideln Sie Binden wundersam Und färben sie daß es ausseht, Als wär' es ein Palmstamm. Nicht mehr von Palmen zu träumen Braucht jetzt der Kiefernbaum, Er selber ward zu der Palme, Die er gesehen im Traum. Zur Palme ist er geworden, Die einst seiner Sehnsucht Ziel, Und Trepow wurde zu Kairo, Es wurde die Spree zum Nil.“ Natürlich entdeckten Schulke und Müller erst auf dem Heimweg, als sie zu 17 im Koupee saßen, daß sie das Hauptindustriegebäude ganz vergessen haben. Ihre Eindrücke über die ganze Ausstellung faßt das edle Freundespaar, dessen Ergüsse sich drohlig lesen, zusammen in folgendem Dialog: „Müller: Diesmal braucht man ja keine Sommerreise zu machen. Hier is ja allens von Fezend, was man sich nur wünschen kann. — Schulke: Nichtig! wer's Gebirge jern hat, beißt sich ins Alpenpanorama. — Müller: Wer die Ebene vorzieht, läßt sich im Spreewald nieder. — Schulke: Wer an die See will — Müller: Steigt aufs Kaiserreich. — Schulke: Will man'n warmes Klima haben, geht man nach Kamerun oder Kairo. — Müller: Hat man die Kälte lieber, reißt man nach'n Nordpol. — Schulke: Ann Allens ist bequem mit Stadt-, Ring-, elektrische und Stufenbahn zu erreichen und man erspart das schwere Reisegeld. — Müller: Ja — aber vor dem, was man hier in vier Wochen verbrauchen würd', davor könnt' Ener schon in das nobelste Bad jehn. — Schulke: Recht kannte haben.“

Zungenprobe. Herr (zu seinem Tischnachbar im Restaurant): Warum jagen Sie beim Trinken fortwährend „Eulalia?“ — Ach, das thu' ich nur, um zu probiren, ob ich noch nicht zu viel habe; so lange ich das noch deutlich jagen kann, bin ich nüchtern!

Praktischer Standpunkt. Professor: Ein Körper, liebe Frau, ist Alles, was einen Raum einnimmt. Zum Beispiel dieser Schrank hier nimmt doch einen gewissen Raum weg... — Gattin: Wir können ihn ja auf den Boden bringen, Männchen, dann nimmt er keinen Raum weg.

Verantwortl. Redakteur: Dr. Walter Gebensleben. Rotationsdruck und Verlag von Otto T h i e l e, Halle (Saale), Leipzigerstr. 87.